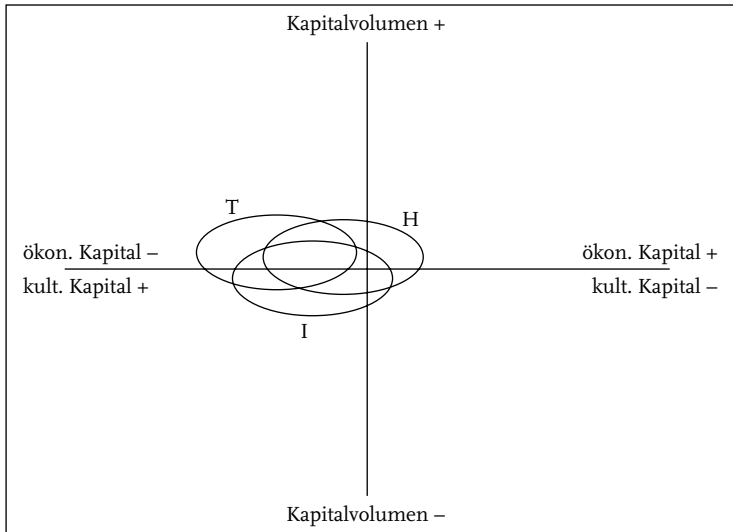


V. Das Brodeln im Kleinbürgertum

Die Unterschiede zwischen dem traditionellen Vereinssport und den neuen Spielpraktiken erscheinen so groß, dass wir bei unserer Arbeit lange Zeit als geradezu selbstverständliche Annahme unterstellten, die völlig disparaten Sportverständnisse der Teilnehmer seien Ausdruck großer sozialer Unterschiede. Die an Vereinstraditionen gebundene Handballerin, den auf elitäre Exklusivität bedachten Triathleten und den alle Formalitäten und Leistungsideale des klassischen Sports ablehnenden Inlineskater hielten wir zunächst für Sozialfiguren, die völlig unterschiedlichen sozialen Klassen angehören. Wir haben, um diesen ersten Eindruck zu überprüfen, von jedem der ausgewählten Fälle ein Set von Sozialdaten erhoben: Welches ist ihr Bildungsstand, ihr Beruf und ihre aktuell ausgeübte Erwerbstätigkeit, welches ihre Haushalts- und Familienform, welchen Status haben die Eltern, wie ist also ihre intergenerationelle Mobilität einzuschätzen? Die Antworten geben Auskunft über das Volumen und die Struktur ihres Kapitals, insbesondere über das Verhältnis von kulturellem und ökonomischem Kapital. Mit Hilfe dieser Informationen ließen sich ihre Reisewege (*trajectoires*) im Sozialraum rekonstruieren und in ein Modell eines Raumes der sozialen Positionen eintragen (vgl. Abbildung 1), ähnlich wie es von Bourdieu in seiner Untersuchung der französischen Sozialstruktur (Bourdieu 1982: 195ff.) und von der Forschungsgruppe um Michael Vester (et al. 2001) für den sozialen Raum der Bundesrepublik Deutschland entwickelt wurde.

Abbildung 1: Modell eines Raumes der sozialen Positionen nach Bourdieu (1982: 195ff.)



I = Inline Hockey; T = Triathlon; H = Handball

Die Auswertung bringt ein überraschendes Ergebnis: Zwischen den drei Sport-Gemeinschaften im Handball, im Triathlon und im Inlinehockey zeigen sich keine wesentlichen sozialen Unterschiede. Unsere Fälle sind für die jeweiligen Untersuchungsfelder zwar nicht repräsentativ, wohl aber typisch.¹ Unabhängig von der betriebenen Sportpraxis befinden sie sich alle in enger Nachbarschaft in einem mittleren Bereich des sozialen Raumes. Das relativ enge Spektrum der sozialen Positionen reicht von Industriekaufmännern mit Abitur, Sachbearbeiterinnen im öffentlichen Dienst mit Fachhochschulabschluss über Bankkauffrauen mit abgeschlossenem Hochschulstudium, verbeamteten Grundschullehrern bis hin zu Zahntechnikerinnen und Maschinenbauingenieuren. Obwohl wir es im Inlinehockey, im Triathlon und im Handball mit drei völlig verschiedenen sportlichen Praxen, Sportverständnissen und Lebensstilen zu tun haben, lassen sich diese Unterschiedlichkeiten nicht auf deutlich voneinander differierende Positionen im sozialen Raum zurückführen. Die Fälle aus allen drei Berei-

chen befinden sich, auf der vertikalen Achse, auf annähernd derselben sozialstrukturellen Rangstufe. Nur in der horizontalen Dimension besetzen sie gegensätzliche und teilweise neue symbolische und kulturelle Positionen. Bisher hatten wir dazu tendiert, die Handballerinnen dem Kleinbürgertum zuzurechnen – nun mussten wir auch die Triathleten und die Inlinehockey-Spieler in deren unmittelbare Nachbarschaft einordnen.²

Dieses erste Ergebnis spricht nun keineswegs für einen schwindenden Einfluss der sozialen Lage auf das sportliche Engagement. Es verdeutlicht zunächst lediglich einen in der Sportsoziologie bekannten Befund: Die großen sozialen Klassen unterscheiden sich voneinander nicht so sehr durch die Präferenz unterschiedlicher Sportarten, sondern viel stärker danach, ob überhaupt Sport getrieben wird.³ Es gibt also gerade insofern einen starken Zusammenhang zwischen sozialräumlicher Position und sportlicher Aktivität, als Sporttreiben überhaupt gerade bei den Angehörigen der mittleren Regionen des sozialen Raumes ganz besonders verbreitet ist.⁴ Um die besondere Verbindung zwischen den Sportpraktiken und den mittleren sozialräumlichen Regionen zu erhellen, wollen wir die widersprüchliche soziale Beschaffenheit dieses Orts in der sozialen Topologie genauer kennzeichnen.

DIE TURBULENTE MITTE DES SOZIALEN RAUMES

Eine der signifikantesten Veränderungen der Sozialstruktur der Bundesrepublik seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs ist die kontinuierliche Zunahme der quantitativen Besetzung der mittleren Lagen. Sie geht einher mit einer zunehmenden Bedeutung horizontaler Differenzierungen in dieser sozialräumlichen Region: Insbesondere die Bildungsexpansion wirkte sich nicht nur als eine »historische Drift zu mehr kulturellem Kapital innerhalb aller vertikalen Stufen der Gesellschaft« aus, sondern auch als eine »bedeutsame horizontale Bewegung vom rechten zum linken Pol des sozialen Raumes« (Vester et al. 2001: 220). In dieser horizontalen Differenzierung schlagen sich gesellschaftliche Veränderungen nieder, wie sie unter den Stichworten ›Tertiarisierung‹, ›Wissensgesellschaft‹, ›Wertewandel‹ und ›funktio-

nale Differenzierung« diskutiert werden – sie machen den mittleren Bereich zur dynamischsten und turbulentesten Region des sozialen Raumes. Am linken, »kulturellen« Pol der mittleren Lagen bilden sich immer wieder jugendkulturelle Avantgarden, die gegen ihre Herkunftskultur rebellieren, sich dabei zeitweilig mit anderen Klassenfraktionen zusammenschließen⁵ und im zeitlichen Verlauf zu einer Modernisierung der mittleren Klassenmilieus beitragen.

In der mittleren Turbulenzzone des sozialen Raumes lässt sich beobachten, dass zu einem gegebenen Zeitpunkt immer »ungleichzeitige« soziale Formationen miteinander koexistieren oder ringen« (Vester et al. 2001: 189) – in der dynamischen Mitte kreuzen sich die Reisewege verschiedener absteigender, aufsteigender und beharrender Fraktionen. Dieses strukturelle Brodeln der mittleren Region wurde insbesondere seit den 1990er Jahren noch einmal angefacht: hier haben sich seither die signifikantesten Milieu-Um- und -Neubildungen vollzogen (Vester et al. 2001: 37ff.). Dabei sind die lebensweltlich entstandenen Klassenformationen, die sich hier aufgrund des relativen Übergewichtes an kulturellem Kapital ganz entscheidend durch die kulturelle Praxis vollziehen, empirisch noch weitgehend ungeklärt (vgl. Eder 1989: 365). Am bekanntesten erscheinen noch die traditionellen kleinbürgerlichen Formationen, die aber bei genauerer Betrachtung weniger das Resultat bloßen Überdauerns über Generationen hinweg sind. Sie konstituieren sich vielmehr über immer wieder neue Abgrenzungen und Retraditionalisierungen gegenüber den angestrengt innovativen Lebensstilen in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft. In der dynamischen Mitte des sozialen Raumes halten traditionelle Kleinbürger, die hartnäckig auf ihrem Idyll aus Familie, Haus und Schrebergarten beharren, das Spiel der Unterscheidungen ebenso in Gang wie die »Modernen Performer« (Sinus Sociovision 2002: 26ff.), die mit verschiedenen Möglichkeiten zur persönlichen Selbstverwirklichung, Stilisierung und Inszenierung experimentieren.

Im Unterschied zu den oberen und unteren Regionen des sozialen Raumes bildet dessen Mitte einen Ort »der Ungewissheit und der relativen Undeterminiertheit« (Bourdieu 1982: 537). Während die Angehörigen der oberen ebenso wie der unteren Klassen durch eine weitgehende klassenspezifische »Übereinstimmung dessen, was man ist, mit dem, was man zu sein hat« (Bourdieu 1982: 531) gekennzeich-

net sind, tritt in der mittleren Region Sein und Scheinen oft auseinander. Hier sind die Akteure sowohl von der Kultur der unteren Klassen, die sich unter dem Zwang der Notwendigkeit gebildet hat, als auch von der dominierenden Kultur des gewandten Auftretens, der äußerlichen wie innerlichen Sicherheit, der Lockerheit und Eleganz entfernt. Von beiden Klassenkulturen unterscheiden sie sich dadurch, dass ihnen der eigene Ort fehlt, der ihr Verhalten absichern und auf den sich ihre soziale Identität verlassen könnte. In der mittleren Region des sozialen Raumes befinden sich die Akteure nicht in gewisser und vertrauter Lage, sondern in einer unbestimmten, unklaren Position, die sie dazu bewegt, sich insbesondere gegenüber den unteren Klassen strikt abzugrenzen. Komplex und widersprüchlich ist ihre Haltung in Richtung dominierende Klassen: für die einen sind diese Vorbild für mimetisches Anpassungsverhalten, während die anderen sich in eine spießbürgerliche Attitüde einigeln. Sie sind daher »unaufhörlich konfrontiert mit ethischen, ästhetischen und politischen Alternativen und gezwungen, ihre alltäglichsten Handlungen in den Rahmen strategischer Entscheidungen zu stellen« (Bourdieu 1982: 539). Während die strukturelle Ungewissheit in den mittleren Regionen einerseits immer neue Formen der Selbstdarstellung, »Bluff und Euphemisierungsstrategien [begünstigt], hat dies zur Kehrseite die innere Unsicherheit über die soziale Identität« (Bourdieu 1982: 564).

Im Kleinbürgertum herrscht strukturell ein hoher Darstellungs- und Unterscheidungsdruck. Hier treffen die ambitioniertesten Aufstieghoffnungen von Inhabern neuer, noch nicht etablierter Positionen auf soziale Abstiegsängste in den schrumpfenden traditionellen Milieus; Glücksritter, die ständig über ihre Verhältnisse leben, sind mit rigiden Besitzstandswahrern konfrontiert. Die skizzierten vertikalen, horizontalen und diachronen Dynamiken machen die mittleren Regionen des sozialen Raumes insgesamt zu einer Zone struktureller Unbestimmtheit und Vieldeutigkeit: Hier kommt der Schere zwischen Sein und Scheinen besondere Bedeutung zu; Prozesse der Infragestellung, Umarbeitung und ›Neuerfindung‹ sozialer Identität sind hier ständig virulent und dauerhaft ungelöst. Freilich lassen diese permanenten Um- und Neugestaltungen von Sozialcharakteren und Lebensstilen das sozialräumliche Gefüge der gesamten Gesellschaft unverändert; es sind vornehmlich die sozialen Darstellungen in deren middle-

rer Region, die fortdauernd in Licht und Farbigkeit changieren. Im Unterschied zu den weitgehend unverändert sich fortsetzenden Modi sozialer Herrschaft der oberen und des Beherrscht-Seins der unteren Klassen reproduzieren sich die mittleren Lagen über ständige Innovationen von Sozialfiguren, Lebensstilen, kulturellen Zusammenschlüssen und Präsentationsformen.

Aus unseren Fallanalysen wollen wir im Folgenden an zwei Fällen die Reisewege in diesem mittleren Terrain nachzeichnen. Wir wählen einen Fall aus der Handballgruppe und kontrastierend dazu einen Fall aus dem Triathlon, der exemplarisch ist für die in dieser Gruppe verbreitete scharfe Ablehnung des traditionellen Vereinssports.⁶ Wir wollen uns gedanklich an den Ort versetzen, den die Befragten im Sozialraum einnehmen, um von dort aus die soziale Logik in ihrem jeweiligen sportlichen Engagement sichtbar zu machen.⁷ Dabei dient uns das Modell des sozialen Raumes als ein sozialwissenschaftlicher Interpretationsrahmen: Indem wir durch dieses Modell hindurch auf unsere Fälle blicken, lassen sich Aspekte sozialen Sinns ans Licht bringen, die einer rein induktiven Fallexegese verborgen bleiben müssen. Zugleich bieten diese Verfahrensweise und die Auswahl der Reisewege die Möglichkeit, das im Vorangegangenen nur ganz allgemein thematisierte Spannungsverhältnis zwischen beharrenden und dynamischen Kräften, das für die in Frage stehende mittlere sozialräumliche Region typisch ist, besser zu verstehen und genauer zu kennzeichnen.

STETIGKEIT UND BEHARRUNG: DIE HANDBALLERIN MONIKA

Monika geht zum Zeitpunkt des Interviews auf die Vierzig zu. Sie ist mit einem Handballspieler und Vereinskollegen verheiratet und hat zwei Kinder. Nach ihrem Abitur absolvierte sie eine Berufsausbildung im Einzelhandel; bis zur Geburt ihres ersten Kindes ging sie diesem Beruf nach. Seitdem ist sie Hausfrau; ihr Mann arbeitet im Gesundheitswesen. Monika spielt seit ihrer Kindheit Handball im selben Verein, in den zu dieser Zeit nicht nur ihre Schwester, sondern auch die Eltern über die Unterstützung des sportlichen Engagements ihrer Töchter eingebunden waren: »Also mein Vater ist jahrelang Sonntag

morgens aufgestanden und hat uns zum Spiel gefahren oder hat mich gefahren, nach Hause gekommen und dann meine Schwester gefahren.« Mittlerweile sind beide Eltern in Rente. Monikas Vater verfügt über einen Realschulabschluss und eine Meisterurkunde in einem Handwerksberuf. Den Beruf ihrer Mutter, die ebenfalls einen Realschulabschluss gemacht hat, gibt Monika mit ›Modistin‹ an.

Monika ist in einem Bezirk im Westen Berlins, in räumlicher Nähe zu ihrem Handballverein aufgewachsen. Obwohl sie mit ihrer Familie mittlerweile im Süden Berlins wohnt, hält sie ihrem Verein (trotz der nun beträchtlichen Entfernung zum Trainingsort) seit ihrem zehnten Lebensjahr die Treue. Ihre Sportkarriere ist – im Kontrast zu den Fällen aus den anderen Feldern – feindlich gegenüber Experimenten; ihre sportlichen Aktivitäten beschränken sich fast ausschließlich auf das Handballspielen, und sie fallen mit Monikas Vereinszugehörigkeit zusammen.

Bereits zu Anfang des Interviews, wenn Monika schildert, wie sie zum Handball gekommen ist, tauchen die Motive der Stetigkeit und Beharrung auf, durch die ihr sportliches Leben in der Gemeinschaft des Vereins bestimmt ist. Monika findet schon als Grundschülerin zu ihrer Sportart wie zu ihrem Verein und bleibt seither dabei: »Irgendwie hab ich nie daran gedacht aufzuhören und auch nicht daran gedacht, den Verein zu wechseln oder so, weil das war eben dann einfach so.« Als Fixpunkt im Leben, als eine Gemeinschaft, in der man trotz unterschiedlicher individueller Lebenswege bleibt und sich somit überwiegend »von klein auf« kennt, ist der Verein für Monika zugleich eine wichtige Interpretationsfolie, vor deren Hintergrund sie die verschiedenen Abschnitte ihrer bisherigen Lebensgeschichte thematisiert.

Der Fall Monika ist insgesamt durch folgende Besonderheiten gekennzeichnet: Monika kommt aus einer Handwerkerfamilie, einer eher traditionellen Fraktion des Kleinbürgertums. Obzwar in großer vertikaler Nähe zu den Fällen aus den anderen Feldern lässt sich der Fall Monika in Bezug auf ihre Herkunft und ihre Kapitalstruktur (und besonders im Hinblick auf ihr im Vergleich zu den anderen Fällen relativ geringes kulturelles Kapital) in jenem von unseren Fällen insgesamt eingenommenen sozialräumlichen Segment eher im unteren rechten Bereich eintragen. Im Laufe ihres Lebens legt Monika einen

vergleichsweise kurzen, wenig dynamischen und nur flach ansteigenden sozialräumlichen Reiseweg in Richtung auf den linken (>kulturellen<) Pol des Sozialraumes zurück. Als Protagonistin des Sportvereins verteidigt sie auf exemplarische Weise die >Normalität< des >wahren< in der Vereinsgemeinschaft praktizierten Wettkampfsports gegen alle Erosionen und modischen Tendenzen.

ABGEBREMSTE UND UMGELENKTE AUFWÄRTSMOBILITÄT: DER TRIATHLET DIRK

Dirk ist zum Zeitpunkt des Interviews knapp fünfzig Jahre alt, kinderlos und verheiratet. Er entstammt einem kleinbürgerlichen Herkunftsmilieu: Sein Vater und seine Mutter arbeiteten beide als Angestellte im Öffentlichen Dienst. Dirks Vater ist auch im Alter noch (allerdings nicht vereinsgebunden) sportlich aktiv, seine Mutter betreibt keinen Sport. Dirk ist Lehrer und verfügt darüber hinaus über eine Ausbildung in einem kaufmännischen Beruf. Seine Ehefrau arbeitet als Sportlehrerin, war früher aktive Leichtathletin und spielt heute Tennis. Das Ehepaar wohnt in einem Berliner Stadtteil im westlichen Zentrum.

Dirk blickt auf eine fast lebenslange, multidisziplinäre Sportlerkarriere zurück (»ich hab eben irre viel auch schon gemacht«): In seiner Jugend war er Mitglied der Junioren-Nationalmannschaft im Rudern, insgesamt 25 Jahre Mitglied in einem Ruderclub, er hat sechs Jahre lang ambitioniert Fußball gespielt (»unter anderem auch im Olympiastadion, Vorspiel zur Bundesliga«), sich sein Studium, wie er angibt, mit Surf-Unterricht verdient, den ersten Berlin-Marathon mitgemacht, er betreibt seit einiger Zeit auch Volleyball und spielt als Sportlehrer mit seinen Schülern »ein bisschen Basketball«. Dirk hat bereits Mitte der 1980er Jahre zum Triathlon gefunden und am ersten in größerem Rahmen veranstalteten Wettkampf in Berlin teilgenommen. Entsprechend selbstbewusst bezeichnet er sich schon bei der ersten Kontaktaufnahme vor dem Interview als »sicher der Beste«, der kompetenteste Interviewpartner zu diesem Themengebiet und schlüpft in der Interviewsituation in die Rolle des Triathlon-Experten.

Sozialräumlich lässt sich der Fall Dirk folgendermaßen lokalisieren: Dirk entstammt einer eher traditionellen Fraktion des Kleinbür-

gertums (Vater und Mutter sind kleine Angestellte). Er hat vor diesem Hintergrund einen horizontalen Mobilitätsweg in Richtung auf mehr kulturelles- und Bildungskapital zurückgelegt, nach seiner Ausbildung zum Industriekaufmann ein Hochschulstudium absolviert, um schließlich in eine mittlere Beamtenposition als Lehrer aufzusteigen. Seine horizontale Entfernung von der sozialräumlichen Position seiner Eltern ist ungleich größer als seine vertikale Distanz zu ihnen. Dirk bewegt sich also über seinen Ausbildungsgang, der ihn schließlich zu einer Position als verbeamteter Grundschullehrer führt, aus einer eher stetigen kleinbürgerlichen Region in eine dynamische Teilzone des Sozialraumes.

Diese individuelle Laufbahn erhält durch die Expansion der Bildungsberufe, die wie alle mit hohen kulturellen Kapitalanteilen ausgestatteten neuen Berufe weit überdurchschnittlich zugenommen haben (Vester et al. 2001: 407ff.), gleichsam strukturellen Rückenwind. Dirk profitiert zunächst von der »Öffnung des sozialen Raumes« (Vester et al. 2001: 373ff.), die ihm allerdings – aufgrund nachfolgender Prozesse vertikaler Schließung⁸ – eine in der Perspektive seiner Herkunft lediglich horizontale Positionsveränderung möglich macht. Dirks zunächst strukturell ermutigte Hoffnungen und Ambitionen auf sozialen Aufstieg, auf Distanzierung von seinem Herkunftsmilieu sind horizontal umgelenkt worden, sein Bemühen ›nach oben‹ hat ihn nur in die ›linken‹ Bereiche des sozialen Raumes geführt. Er befindet sich in Bezug auf seine berufliche Stellung als Grundschullehrer zwar im Gravitationszentrum der mittleren Lagen (Vester et al. 2001: 416). Vor dem Hintergrund seiner vorwiegend horizontalen Laufbahn, die ihn von seiner Herkunft ein wenig entfernt, vor allem aber in Richtung des kulturellen Pols des sozialen Raumes geführt hat, kann man aber eine gewisse Bewegung weg von den traditionellen kleinbürgerlichen Orientierungen und hin zu den kulturellen Orientierungen eines neuen Kleinbürgertums annehmen. Er nähert sich den modernisierten Fraktionen des Kleinbürgertums an, obwohl hier ein Abstand bestehen bleibt. Im Zuge seiner Akkumulation kulturellen- und Bildungskapitals hat er seinen kleinbürgerlichen Lebensrahmen durch Elemente individueller ›Selbstverwirklichung‹ kontrolliert modernisiert.

Dirks ausgeprägtes Abgrenzungsbedürfnis gegenüber den unteren Schichten (den »dicken«, »niveaulosen«, »proletenhaften« Fußball-

lern, »toter Masse« u.Ä.: siehe unten) mischt sich mit einer steten Suche nach dem Neuen, Besonderen und Exklusiven. Wie seine Sportlerkarriere deutlich macht, geht Dirk mit der Zeit und ist dafür auch bereit, mit Traditionen zu brechen: Mitte dreißig gibt Dirk das Rudern und seine langjährige Mitgliedschaft im Ruderclub auf, um mit dem Triathlon zu beginnen, einer zu diesem Zeitpunkt völlig neuen und weithin unbekanntem Sportart, die ihm aufgrund ihrer Vielfältigkeit und Intensität als konsequente Fortsetzung und – gegenläufig zu seinem fortgeschrittenen Alter – als Steigerung und Krönung seines bisherigen Sporttreibens erscheint. Im von Dirk gezeichneten Bild des Triathlon dominieren zwei miteinander verbundene Aspekte: Er beschreibt diese Sportart zum einen als eine Form der Intensivierung, Überbietung, ja Eskalation herkömmlichen Sporttreibens und er betont zum anderen ihre gerade mit ihrer Vielseitigkeit verbundene Exklusivität und Besonderheit.

SOG ZUR MITTE UND BESONDERUNG

Die sozialräumliche Positionierung unserer beiden Fälle und die vergleichende Darstellung hat den Effekt, die strukturelle Ladung des sportlichen Engagements von Monika und Dirk sichtbar werden zu lassen. Sofort wird deren Unterschiedlichkeit deutlich: Dem sozialen Aufstieg Dirks, der zunächst mit dem Rückenwind sozialer Verschiebungen von einem statischen in ein dynamisches Milieu im mittleren sozialräumlichen Bereich führt, dann aber abgebremst wird, steht das Beharren Monikas gegenüber, die diesem ›Wind‹ eher die Stirn bietet. Die Konfrontation beider Fälle zeigt die Spannungen, die in der turbulenten Mitte des Sozialraumes zwischen inerten und mobilen Klassenfraktionen herrschen. Darüber hinaus wird an beiden Fällen deutlich, dass sich solche Spannungen und Unterschiedlichkeiten gerade mit und durch den Sport besonders gut artikulieren lassen. Monika und Dirk verleihen ihren jeweils spezifischen Bewegungen (bzw. Verharungen), ihren Positionierungen und ihren damit verbundenen Abgrenzungs- und Unterscheidungsstrategien im sozialen Raum durch ihre charakteristischen sportlichen Praxen eine je spezifische Gestalt:

Monika erzeugt durch ihre sportliche Praxis und ihr Engagement

im Handballverein ihr geradezu militantes Konzept einer ›gesunden‹, unbewegten Mitte. Sie schätzt an ihrem Sport dessen kämpferisch-hemdsärmelige Normalität. Für ihr Bild vom Handball findet sie entsprechend nur wenige, vor allem robuste Formulierungen, die die Abwesenheit feiner Merkmale an ihrem Sport hervorheben; sie artikuliert es vorwiegend ex negativo, durch Kontrastierungen gegenüber anderen Sportarten. So verwirft sie Rhythmische Sportgymnastik und Synchronschwimmen als »sinnlose« formalistische Übungen bzw. als theatralische Darbietungen »mit Band und so 'ne Scherze«, die die Bezeichnung Sport nicht verdienen. Auch von »Einzel sportarten« und »Freizeitbeschäftigungen« wie »Frisbee-Spielen« und »Skateboardfahren« grenzt sie sich ab. Solche Aktivitäten interpretiert sie als Symptome des Verfalls vereinsmäßig organisierten Sporttreibens im Zuge eines gegenwärtig grassierenden Individualismus. Auch schon das Laufen ist ihr in dieser Hinsicht verdächtig: »das ist meistens eine Sache, die man alleine für sich macht und dann irgendwann später nicht mehr im Verein«. Monika profiliert das Handballspielen also nicht nur gegen formalistische, sondern auch gegen individualistische, primär selbstbezogene sportliche Praxen.

Handball steht in Monikas Augen für Substanz statt Form und für Kollektivität und Integration statt Egoismus und Exposition der Person. Im Unterschied zur beredten Thematisierung und Reflexion der sportlichen Praxis in den Selbsterfahrungs-, Lifestyle-, Material- und Technikdiskursen der Triathleten und Inlinehockey-Spieler ist Handball für Monika viel mehr etwas, was man tut und weniger etwas, worüber man spricht. Als eine zu festen Zeiten regelmäßig wiederholte sportliche Praxis formt Handball für Monika in einem ganz körperlichen Sinn immer wieder jene Normalität, die ihr dann als viel zu unspektakulär und selbstverständlich erscheint, um explizit gemacht zu werden. Das wichtigste Ziel, das Monika mit ihrem Sport verbindet, ist »dieses gemeinschaftliche Erleben im Verein«. Dieses Ziel dominiert auch ihren sportlichen Ehrgeiz: »Ich bin nie ganz gut geworden, glaub ich, ich wollt zwar schon gewinnen, aber für mich waren Niederlagen nicht so schlimm und ich hatte also nie diesen absoluten Ehrgeiz, zum Beispiel in 'nen besseren Verein zu wechseln.«

Der Verein erscheint in Monikas Darstellung als eine sich über

ihre formalen Regelungen und Rahmungen, über die sportliche Praxis und über gemeinsame Unternehmungen selbst erhaltende, ihre Mitglieder bergende wie kontrollierende Institution. Individualismus, Egoismus, Einzelgängertum und letztlich alle außerhalb des Üblichen, des Durchschnitts, der Mitte liegenden, exzentrischen Neigungen und Verhaltensweisen vertragen sich mit dieser Gemeinschaftsform nicht: »Im Verein muss man sich in gewissem Rahmen anpassen!« Das gilt besonders für neu in die Gemeinschaft Eintretende – »wichtig ist, dass ein Neuer am Anfang nicht so die Klappe aufreißt«.

Der Fall Monika ist durch einen generellen Sog zur Mitte gekennzeichnet: Ihrem Streben, innerhalb der Vereinsgemeinschaft in der Mitte zu stehen, entspricht ihre Idealvorstellung vom Verein als einer Sozialform, die durch die verschiedenen biographischen Phasen hindurch ein Haltegerüst bieten und im Mittelpunkt des Lebens stehen sollte. Das von Monika vorgetragene Ethos der Mäßigung und Mitte wird in ihrer Abgrenzung gegen alles Exzentrische, Einseitige und Ungewöhnliche deutlich – vom Einzelgängertum ihres ersten Freundes, das sie mit dessen Familie in Verbindung bringt, die »oft umgezogen ist«, über eine schließlich geschasste Mannschaftskollegin, die »vom Typ her sehr merkwürdig (war), also na ja, Ehe mit einem vierzig Jahre älteren Mann« bis hin zu jenen überspannten höheren Töchtern, die »Konstanze heißen, Klavier spielen und von grünen Bäumen träumen«. In ihrem »weder – noch«, ihrem sich vornehmlich über negative Formulierungen ausdrückenden Selbstverständnis, das sich von allen abgrenzt, die sich abgrenzen, die sich unterscheiden und auffallen wollen, ordnet sie sich selbst einer Fraktion des Kleinbürgertums zu, die in der von ihr eingenommenen, gegenwärtig grundlegend dynamisierten sozialräumlichen Region auf Beharrung und Stetigkeit setzt.

Für Dirk ist Triathlon Intensivierung und Eskalation aller herkömmlichen Formen des Sporttreibens. Triathlon erscheint in seiner Darstellung als ein Ensemble von Körpertechniken, durch die sich die Person vergrößert, aufwertet und unwiderruflich von jeder Gewöhnlichkeit trennt. Die extremen und ständig gesteigerten Belastungen in Training und Wettkampf sind für Dirk Mittel, um zu außergewöhnlichen Erfahrungen zu kommen. Als Triathlet stößt er in einen »Erlebnisbereich vor, der eigentlich, ich glaub, sehr vielen und den meisten

Menschen einfach verschlossen bleibt«. Die regelmäßig wiederholte sportliche Praxis dient der inneren Akkumulation solch extremer und außergewöhnlicher Erfahrungen. Dirk will sich dadurch zu einem besonderen Menschen machen, der sich einer elitären, vom Gros der Sportler weit abgehobenen Gemeinschaft von Erfahrenen und Wissenden zurechnen kann.

Die durch Triathlon erzeugte Besonderheit der Person in ihrem Welt- und Selbstverhältnis bleibt dabei keineswegs auf die Innerlichkeit beschränkt. Sie wird durch eine Fülle distinktiver Symbole (Hightech-Bikes, Helme, Sonnenbrillen, Kleidung etc.) dargestellt, nicht zuletzt durch den präventösen Duktus, mit dem Dirk beispielsweise im Umziehen nach dem Schwimmen und vor dem Fahrradfahren eine »Faszination des Wechsels« ausmacht. »Die Triathleten sind einfach ein buntes Volk, was nach außen hin auch auf das Outfit achtet, also sei es jetzt Klamotten, sei es Fahrrad, sei es Körperbetonung. [...] Also da sind die Triathleten viel extrovertierter also nach außen und finden Medien gut und dies, und das ist eine tolle Sache eigentlich.« Die Distinktion der »eher akademischen« Sportart Triathlon gegenüber populäreren sportlichen Betätigungen wie Fußball – Dirk zufolge »die Sportart des Proletariers« – drückt sich für ihn ganz entscheidend in den jeweiligen Körperformen der Akteure aus. Im Unterschied zu den häufig »dicken Fußballern« ist der Triathlet stets bemüht, »gut austrainiert zu sein, also eben wirklich wenig tote Masse mit sich rumzuschleppen [...], das heißt also, die Körperproportionen sind zu sehen, die Muskulatur ist zu sehen und nicht verdeckt durch tote Masse«. Der Ausdruck »tote Masse« kennzeichnet nicht nur die unteren Klassen. Er steht zugleich für das Träge, Schwere und Inerte, für den »Proletarier in ihm selbst«, gegen den Dirk unaufhörlich Krieg führt. Man kann »tote Masse« also auch als körperliche Metapher für Dirks festgezurte soziale Identität als Grundschullehrer lesen; eine soziale Identität, aus der er – nachdem sein zunächst dynamischer sozialräumlicher Reiseweg zum Stillstand gekommen ist – nun durch Triathlon, d.h. durch auf sich selbst gerichtete übersteigerte Anstrengungen, auszubrechen trachtet.

ZWEI KONTRÄRE SELBSTVERHÄLTNISSE

Mit dem in Vereinsmannschaften gespielten Handball und dem individualistisch betriebenen Triathlon stehen sich zwei deutlich voneinander unterschiedene Ausprägungen des Sporttreibens gegenüber. Nicht nur die Bewegungsweisen kontrastieren, sondern auch die Trainings- und Wettkampforte, die Gemeinschaften, Rituale, Codes und Kleidungsstile sind im neuen Spiel deutlich anders als im traditionellen Handball. Was von den Triathleten an ihrem Sport positiv bewertet wird: individuelle Sportausübung, geringe Bedeutung der Gemeinschaft und die Abwesenheit von Bindungen, Ästhetisierung und Spektakularisierung von Körper und Bewegung, öffentlich präsentierter Narzissmus, wird aus der Perspektive der traditionellen Sportlerinnen ausdrücklich negativ beurteilt. Für sie ist gerade die institutionell garantierte Beständigkeit des Vereinslebens wichtig. Alle diese Unterschiede kommen in der Art und Weise zusammen, wie die Akteure sich selbst auffassen: in ihrem Bild und Entwurf von sich selbst und in ihrem Verhältnis zu ihrer sozialen Herkunft und Klassenzugehörigkeit. Die Angehörigen beider Sportgruppen sind, obwohl sie sich sozialräumlich sehr nahe stehen, dennoch durch deutlich unterschiedene Habitus gekennzeichnet.

Eine Reihe von Indizien sprechen dafür, dass die Triathleten den von uns abkürzend als ›kleinbürgerlich‹ bezeichneten Habitus des kleinen und mittleren Bürgertums, der bei den Handballerinnen deutlich hervortritt, zu neuen Ausprägungen weiter entwickelt haben. Wenn dies zutrifft, dann stellt sich die Frage: Wie lässt sich eine solche Habitusveränderung im Rahmen der Bourdieuschen Soziologie theoretisch darstellen? Dass sich in unmittelbarer Nachbarschaft im sozialen Raum so unterschiedliche Spielvorlieben wie die für den traditionelle Handball und jene für die extreme Sportart Triathlon ausprägen, scheint auf den ersten Blick mit der Annahme eines durch den Habitus geordneten sozialen Handelns unvereinbar zu sein. Es lässt sich aber zeigen, dass der Habitusbegriff angesichts eines solchen scheinbaren Durcheinanders nicht überfordert, sondern gut anwendbar ist, vorausgesetzt, man erfasst seine Dynamik.⁹

Ein Habitus ist niemals statisch; er kann freilich gegenüber einer sich wandelnden sozialen Umgebung den Eindruck von Unbeweg-

lichkeit machen. Zu völliger Immobilität gelangt er nie, insofern er die Veränderungen, Schwankungen seiner Umgebung zumindest ausgleicht. Die Handballerinnen in unserer Untersuchung kann man bei eben solchen Versuchen beobachten. Ihr Habitus ist beharrend – in ihrem Verein wird Sport getrieben wie zu Zeiten ihrer Eltern, in ihrem Stadtviertel, zu festen Trainingszeiten, der Mannschaftsdisziplin unterworfen, den Anordnungen des Trainers gehorchend, mit gemeinschaftlichen Kneipentreffen nach dem Training und Punktspielen am Wochenende. Sie entwickeln keine neuen Verhaltensweisen, sondern beharren auf geerbten Werten, Idealen und Lebensweisen. Dies geschieht nicht als ein verbissener Kampf, sondern aus dem Vergnügen an der Sportpraxis, am harten agonalen Körpereinsatz und am Vereinsleben mit seinen Freundschaftsbeziehungen. Die Art und Weise, wie die Handballerinnen ihre Sportpraxis unter gänzlich veränderten Umweltbedingungen fortsetzen, zeigt die Belastbarkeit ihres Habitus. Gerade der traditionelle kleinbürgerliche Habitus besitzt eine beharrliche Stabilität; er reproduziert Bekanntes und gibt Sicherheit gegenüber Veränderungen.

Aber um die Handballerinnen herum ist die Zeit nicht stehen geblieben. Im Unterschied zu ihren Vorgängern müssen sie sich gegen Fitnessclubs und neue Sportarten zur Wehr setzen, die ihnen zuwider sind, gegen die Erosion, die das Vereinsleben zersetzt, die Egoismen, die veränderten Prioritäten und Werte der jüngeren Mannschaftsmitglieder. Gegenüber allen diesen Veränderungen ist die Vereinswelt des Handballs eine Insel geworden, auf der man etwas findet, was inzwischen Seltenheitswert hat. Die Mitglieder können sich nicht mehr, wie noch ihre Eltern und Großeltern, als eine Avantgarde des sportiven Lebensstils empfinden. In ihrer unmittelbaren Nachbarschaft im sozialen Raum werden neue Entwürfe ausprobiert, neue Weisen der Sportausübung und der Gemeinschaftsbildung erprobt, die sich an Kleidung, Bewegungsformen, Gestiken, motorischen und materiellen Techniken zeigen.

Neben der Beharrung sind aber auch Aufstieg, Ehrgeiz und Verunsicherung wichtige Merkmale des kleinen und mittleren Bürgertums. Hier geht es um Verbesserung der Lebensverhältnisse, um das Aufschließen zu höher gestellten sozialen Gruppen, nicht nur in Beruf, Einkommen, sozialer Stellung, sondern auch in Lebensstil und

-gewohnheiten, um die Aneignung neuer Praktiken, was den aufgestiegenen Kleinbürgern immer wieder Spott über ihre parvenühaften Allüren einträgt. Das Abrücken von traditionellen Positionen, die flinke Bereitschaft, die Herkunft vergessen zu machen, können als Stärke und Schwäche dieser sozialen Klassenfraktion zugleich gelten. In ihren eigenen Augen ist diese Haltung insofern eine Quelle von Dynamik, als sie sich ihren Aufstieg als persönliches Verdienst, als Resultat ihrer eigenen Tüchtigkeit zurechnen, selbst wenn nicht sie ihres Glückes Schmied sind, sondern wenn sie von Zeitumständen, wie der Bildungsexpansion, begünstigt wurden. Der Glauben, die eigene soziale Aufwärtsbewegung ausschließlich sich selbst zu verdanken und ein Unternehmer in eigener Sache zu sein, macht die schiefe Sicht dieser Gruppe auf soziale Prozesse aus. Gegenwärtig kleidet sich diese Angestelltenideologie in Ausdrücke wie »Arbeitskraftunternehmer« oder »Ich-AG«.

Was aber die Einstellung des Triathleten Dirk von dieser traditionellen Selbstdeutung des Kleinbürgertums unterscheidet, ist die Tatsache, dass er nicht eine soziale Höherbewegung nachträglich rationalisiert. Einen gewissen kleinen Aufstieg hat er zwar tatsächlich erreicht, aber er befindet sich jetzt in der Phase danach, wo dieser zum Stillstand gekommen ist und ein weiteres Steigen nicht mehr erwartet werden kann. Seine Dynamik und seine Selbstdeutungen entfaltet er in einem neuen Betätigungsfeld, in der Freizeit. Sie werden nicht im Rückblick wirksam, sondern richten sich auf die Verwirklichung eines neuen Entwurfs von sich selbst in der Zukunft. Der Selbstentwurf ist ein Modellieren der eigenen Person im Sport.

In den beiden unterschiedlichen Untersuchungsgruppen stehen sich zwei konträre Ausprägungen des kleinen und mittleren Bürgertums gegenüber. Auch die Handballerinnen stellen ihr Selbstverhältnis dar; in den Interviews geben sie eine Fülle von sie selber interpretierenden Kennzeichnungen. Sie werden nicht müde zu sagen, *wer* sie sind und *wie* sie sind. Im Unterschied zur Gruppe der Triathleten führen sie einen vorgefundenen Entwurf fort. In dem Augenblick, in dem sie sich im Sportverein engagieren, steht fest, dass sie die vorgefundenen Elemente übernehmen. Ihr Sportengagement mit allen seinen Besonderheiten, die vereinsfernen Personen absonderlich vorkommen, wird auf dieser Bahn zu einer Selbstverständlichkeit, die

keiner Rechtfertigung bedarf. Die Vereinspraxis erzeugt ihren Sinn, ihre Handlungsweisen, Werte, Anerkennung aus sich selbst. Sport ist hier eine Aktivität der persönlichen Bewährung durch Leistung und Verlässlichkeit, in einem erworbenen, festen Habitus verankert.

Auf solche Sicherheiten greifen die Triathleten gerade nicht zurück; sie sind ihnen suspekt. Ihnen geht es um einen neuen Entwurf von sich selber. Dieser unterscheidet sie von dem Ich, das sie im Berufsleben, in den Bereichen außerhalb des Spiels verwirklichen; in ihrer Sportpraxis werden sie zu einem anderen. Sie haben es auf eine performative Umgestaltung ihres Ichs im Spiel abgesehen. Performativ ist ihre Praxis, weil sie das ›neue Ich‹ vorführen, es anderen in actu zeigen. Die entworfenen Person ist kein Ausdruck irgendeines Tiefen-Ichs, sondern wird in sportlichen Aktivitäten erst entfaltet. Dass die Neukonzeption im Spiel stattfindet, macht es gewiss leichter durchsetzbar, weniger folgenreich, aber nicht unernster als ein vergleichbarer Versuch im Berufsleben (wo er überall an Grenzen stoßen würde). Triathlon verlangt ein außerordentlich tiefes Engagement, große Härte und Unerbittlichkeit gegen sich selbst, ein rigides Zeitmanagement. Diese Anforderungen greifen weitgehend in das Leben der Athleten ein. Es ist nicht übertrieben zu sagen, dass im Sport eine andere Existenzweise ausgelebt wird als im Berufsleben. Im Bereich der Spiele geben die Athleten mit aller Konsequenz ihrem Leben einen Stil.

Die von Foucault vorgebrachte, auf Nietzsche zurückgehende Forderung, man solle seinem Leben einen Stil geben,¹⁰ wird hier, im Bereich des Unernstes, verwirklicht. Während das Alltagsleben der Triathleten, insbesondere im Vergleich zu ihrem extremen Sport, durch Abwesenheit von einem selbstgeprägten Stil gekennzeichnet ist, findet man hier den Willen zu einem neuen Stil. Die große Anstrengung des Durchhaltens und der Leistungsverbesserung kann als Antwort auf die Frage verstanden werden, die sich die Athleten mit größtem Ernst stellen: Bin ich fähig, meinen Ich-Entwurf zu verwirklichen? Sport ist hier eine Arbeit an einem neuen Ich. Der Athlet entwickelt ein neues Selbstverhältnis, indem er sich selber gegenüber als Fordernder auftritt und sich von sich selbst eine neue Haltung verlangt. Er verlangt von sich Treue zum Stil.

DIE VERÄNDERUNG DES HABITUS AUS DER ENTSTEHUNG EINES NEUEN SELBSTVERHÄLTNISSES

Das Selbstverhältnis, ein Begriff, den wir von Foucault übernommen haben (vgl. Gebauer 2003), lässt sich als ein Bestandteil des Habitus deuten, insofern zu diesem auch die Fähigkeit gehört, zu sich selbst Stellung zu nehmen und sich Gewissheit darüber zu verschaffen, wer man ist und wie man ist.¹¹ Gegenüber der traditionellen geistphilosophischen Deutung des Selbst hat Bourdieus Habitusbegriff (und Foucaults Konzept des Selbstverhältnisses, das man als integrativen Teil des Habitus auffassen kann) einen großen Vorteil: Man muss keine Tätigkeit des Selbstbewusstseins und keine Selbstbeobachtung des Geistes annehmen, wenn man beschreiben will, wie der Handelnde die Fragen nach dem Wer und Wie seines Selbst beantwortet. Bourdieus Entdeckung ist gerade, dass wir im Handeln Strukturen realisieren, die körperlich in uns eingegangen sind und die wir wie selbstverständlich, ohne Reflexion vollziehen, die unsere Handlungen sind, uns zugehörig sind, die wir verwirklichen und wollen. Wer und wie wir sind, ist uns nicht ein für allemal gegeben – dies stellen wir in unserer Handlungspraxis immer wieder von neuem her, und zwar auf eine solche Weise, dass wir eine Folge von Handlungen hervorbringen, Entscheidungen treffen, Wertungen fällen, die sich alle auf irgendeine Weise ähnlich sind.

Das Merkmal, das diesen Handlungen gemeinsam ist, kann man nach Wittgenstein Familienähnlichkeit nennen (vgl. Wittgenstein 1993). Damit wird ausgedrückt, dass es nicht ein ihnen allen zugrunde liegendes, essenzielles Kennzeichen ist, sondern dass von Handlung zu Handlung eine fortlaufende Ähnlichkeitsbeziehung hergestellt wird, die in ihrem Fortlaufen die Differenzen der Ähnlichkeit ständig verändert, sodass alle Glieder der Kette allen anderen ähnlich sind, aber nicht in *einem*, sondern in unzähligen und unterschiedlichen Merkmalen. In diesem Sinne kann man davon sprechen, dass das Subjekt in seiner alltäglichen Handlungspraxis Selbst-Ähnlichkeit herstellt; und dies gerade nicht aufgrund von Nachdenken und durch Selbstbewusstsein gesteuerte Entscheidung.

An der Herstellung unserer Selbst-Ähnlichkeit ist wesentlich der

Geschmack beteiligt. Der Geschmack ist das Organ des sozialen Urteilens; diesen Gedanken hat Pierre Bourdieu von Kant übernommen und konsequent soziologisch umgedeutet. Der Geschmack beurteilt das sinnlich Gegebene. Diese Art des Urteilens ist nun keine reine Verstandestätigkeit, insofern es in Praxis getaucht ist. *Wer wir sind und wie wir sind*, erkennen wir selber und die anderen, die uns zusehen oder gemeinsam mit uns handeln, insbesondere an den Produktionen unseres Geschmacks: daran, wie wir auftreten, wohnen, gekleidet sind, an der Sorge um den Körper, an der Wahl unserer Freunde, Partner, unserer Freizeitbeschäftigung, künstlerischen Vorlieben und an dem Sport, den wir ausüben.

Zum Prinzip der Selbst-Ähnlichkeit aufgrund des Habitus gehört, dass man in den verschiedenen sozialen Feldern strukturell homolog handelt. So kommt es, dass man im Feld des Sports seinen erworbenen Habitus unter den besonderen Bedingungen dieses Feldes verwirklicht. Man setzt im Sport also den Habitus, den man in seiner Lebensgeschichte ausgeprägt hat, auf spezifische Weise fort. Dies genau tun die Handballerinnen: sie bekräftigen ihren erworbenen Habitus im Feld des Sports. Sie handeln hier so, dass jede von ihnen sich durch ihre Sportausübung, ihre Redeweise, ihre Urteile als ein spezifisches Ich kennzeichnet. Sie üben Treue zu ihrer sozialen Position und verlangen auch von den Mannschaftskameradinnen, dass sie unter allen Umständen sich selbst ähnlich bleiben sollen: Bloß nicht anders werden, nicht komisch werden! Die Triathleten wollen das genaue Gegenteil mit ihrem Wunsch, einen neuen Selbstentwurf zu leben. Ihr Ziel ist gerade die Selbst-Unähnlichkeit.

Man kann jetzt deutlich erkennen, dass die Triathleten mit ihrer Absicht, das Selbstverhältnis neu zu formen, in letzter Hinsicht auf eine Veränderung ihres Habitus zielen. Mit ihrer Entscheidung gegen den hergebrachten Habitus verwirklichen sie eine in diesem selbst angelegte Disposition. Der Wunsch nach Existenzveränderung kann selbst als Bestandteil ihres Klassenhabitus aufgefasst werden. In den neuen Sportpraktiken treffen Akteure mit Dispositionen zur Habitusveränderung, die für bestimmte Fraktionen des ›Kleinbürgertums‹ kennzeichnend sind, auf ein strukturelles Angebot, welches ihnen erlaubt, diese Veränderungswünsche auszuleben und dabei soziale

Anerkennung zu erhalten. Genau hier tritt aber ein Unterschied zu Bourdieus Habituskonzeption auf: eine Öffnung, die das Emergieren von Neuem ermöglicht.

Der Ausgangspunkt von Habitusveränderung ist in unserem Beispiel die Tatsache, dass der Geschmack der Triathleten anders funktioniert, als er dies bei der Produktion und Bewertung von Sportpraktiken üblicherweise tut. Wenn er seine Selbstverständlichkeit, sein reibungsloses Funktionieren, die Sicherheit seines Einsatzes verliert, löst sich auch die feste Verbindung zwischen Sinnlichkeit und Bewertung. Die selbstverständliche Beziehung zwischen der Wahrnehmung von Praktiken und ihrer Deutung erhält dann einen Sprung. Wenn also der Geschmack, den man in seiner Lebensgeschichte erworben hat, nicht mehr wie üblich funktioniert, entsteht ein Abstand zur üblichen Wahrnehmung und Bewertung der Erfahrungswelt.

Eine solche Situation, in der die Verbindung von Sinnlichkeit und Geschmacksurteil ihre Festigkeit verliert und gleichsam flüssig wird, ist ein ungewöhnlicher Zustand. Üblicherweise ist es der Geschmack, der, wenn er sich in den Lebensverhältnissen des Subjekts gebildet hat, dessen sozialem Handeln Halt und Festigkeit gibt. Seine Wirkungsweise setzt schon früher an als beim Hervorbringen von Handlungen und Urteilen, insofern er die sinnlichen Wahrnehmungen der Subjekte formt. Bourdieu bezeichnet den Geschmack als »den praktischen Operator für die Umwandlung der Dinge in distinkte und distinktive Zeichen, der kontinuierlichen Verteilungen in diskontinuierliche Gegensätze« (Bourdieu 1982: 284). Was in der sinnlichen Welt zusammenhängend und körperlich da ist, wird zu Gegensätzen angeordnet, sodass aus physischen Erscheinungen Zeichen entstehen. Der Geschmack überführt »die Unterscheidungen, die in die *physische Ordnung* der Körper eingeschrieben sind, in die symbolische Ordnung der sozialen Distinktionen« (Bourdieu 1982: 284). Durch diese Operation erhalten sie einen zeichenhaften Charakter, insofern sie gesellschaftliche Unterschiede bezeichnen und klassifizieren. Der Geschmack ist der Urheber des Systems sozial unterscheidender Merkmale, mit denen eine soziale Klasse gekennzeichnet wird. Diese bilden einen klar erkennbaren »Lebensstil«, der auf den »konstitutiven ›Entscheidungen‹« des sozialen Geschmacks beruht (Bourdieu 1982: 285).

Der als Operator wirkende Geschmack stellt Verknüpfungen

zwischen Sinnlichkeit und sozialen Bedeutungen, Bewertungen und Positionen her, die durch die soziale Erfahrung zu festen Verbindungen gemacht werden, insofern die sinnlichen Wahrnehmungen, Reaktionen, Wahlen, Beurteilungen weitgehend sozial festgelegt sind. Aber dies heißt nicht, dass sie determiniert sind; es können neue Sinnesindrücke auftauchen, die nicht automatisch mit sozialen Bedeutungen und Bewertungen versehen werden. In solchen Situationen entsteht etwas Neues – neue Züge des Habitus oder Züge eines neuen Habitus.

Betrachten wir die von Bourdieu skizzierte Struktur genauer: Differenzen der körperlich-sinnlichen Ordnung werden in die symbolische Ordnung der Distinktionen überführt. Dies geschieht nicht von selbst, sondern ist eine Leistung des Geschmacks; er ist zugleich Urheber der symbolischen Ordnung. Seine Wirkungen entfaltet er unablässig im sozialen Handeln, überall da, wo wir körperlich-sinnlich handeln, entscheiden und urteilen. Diese Prozesse vollziehen sich hinter dem Rücken der Akteure – weil sie im praktischen Handeln unerkannt bleiben, können sie distinktiv sein; und weil der Geschmack nicht reflektiert wird, gibt er Sicherheit im Wahrnehmen, Handeln und Urteilen.

Wir denken nicht nach, wenn wir geschmacklich wählen oder urteilen; wir reagieren reflexhaft in Geschmacksdingen, insofern wir uns den körperlichen Gefühlen des Gefallens und Missfallens überlassen. Bestimmte Dinge erfüllen uns mit Abscheu, erregen geradezu physische Übelkeit, andere verschaffen uns Vergnügen. Der Geschmack gibt uns die Fähigkeit, sinnlich-körperlich auf die Welt zu reagieren und uns mit diesen Reaktionen jener Position im sozialen Raum anzupassen, die unserem Geschmack entsprechen und die wiederum durch diesen bestimmt werden. Was wir aufgrund unseres Geschmacks tun, gibt Auskunft über uns, sagt uns und den anderen, wer wir sind und wie wir sind. »Der Geschmackssinn ist ein Sinn, in dem man sich gewissermaßen selbst sinnlich wahrnimmt« (Arendt 1998: 92).

Wirkt der Geschmack notwendig immer automatisch, wie Bourdieu annimmt? Gibt es nicht auch Gelegenheiten, bei denen er seine aus dem Habitus stammende ›Automatik‹ suspendieren kann? Als Ausgangspunkt einer möglichen Veränderung des Habitus kann man

die Situation auffassen, wo das handelnde Subjekt sein Selbstverhältnis zu verändern sucht – in diesem Moment nimmt es Abstand zu seinem Geschmack. Es suspendiert vorübergehend dessen habituelles Funktionieren, Urteilen und erzeugt sich einen bestimmten Spielraum. Die übliche automatisierte Geschmacksproduktion wird unterbrochen; die ansonsten kontinuierlich ablaufende Überführung von körperlich-sinnlichen Merkmalen in Distinktionen findet jetzt nicht mehr statt. Wenn das Subjekt nun – sei es auch nur im Spiel, für eine gewisse Zeit – sein Selbstverhältnis neu entwirft, sein Ich zum Gegenstand von Reflexion macht und dieses schließlich umbaut, verändert es auch partiell seinen Habitus.

Aus der Tätigkeit des Geschmacks bilden sich Züge eines veränderten Habitus in solchen Handlungsbereichen, in denen es keine ›starrten‹ Verbindungen zwischen körperlich-sinnlichen Erscheinungen und der sozialen symbolischen Ordnung gibt. Insofern hier keine Automatismen der Kategorisierung und Interpretation am Werke sind, kann hier, mit Hilfe praktischer Reflexivität, ein freies Spiel der Vorstellungskräfte möglich werden. Im Feld des Sports, der als ein »l'art pour l'art des Leibes« (Bourdieu 1986: 95) verstanden werden kann, ist ein solcher Spielraum unter bestimmten Umständen möglich: wo die Sinneseindrücke und körperlichen Erfahrungen auf die Beschaffenheit des Subjekt selbst gerichtet sind, als eine frei flottierende Erfahrung.

Aus unseren Interviews mit Teilnehmern an den neuen Spielen spricht die Lust, sich einen Freiraum zu schaffen, Abstand vom hergebrachten Geschmack und Selbstverhältnis, vom Automatismus der sozialen Bewertungen zu gewinnen. Dies geschieht zwar spielerisch, in einem Bereich, dem üblicherweise Beliebigkeit zugeschrieben wird. In der Bourdieuschen Soziologie sind jedoch Veränderungen des Habitus in einem sozialen Feld, und sei es auch in dem der Spiele, weder beliebig noch total folgenlos für die anderen sozialen Felder. Der Ernst, mit dem Triathlon betrieben wird, sein tiefes Eingreifen in Lebensvollzüge außerhalb des Sports, lässt eine allmähliche Sedimentierung der Habitusveränderungen, die hier entstehen, erwarten.

Sozialer Wandel, der in einem sozialen Feld eintritt, verändert andere Felder nicht nur in ihrem speziellen Funktionieren, sondern auch strukturell. Wenn man im Spiel mit aller Ernsthaftigkeit einen

anderen Entwurf von sich selbst lebt, wird dieser nicht einfach mit einem direkten Transfer in ein anderes Feld transportiert, aber es kommt zu Veränderungen in der Struktur des Habitus. Es ist also nicht zu erwarten, dass der Triathlet das neu entworfene Ich, das er in seinem Sport konsequent, glaubwürdig durchgesetzt hat, in seinem Arbeitsleben ausspielt – er wäre lächerlich und unglaubwürdig. Aber im Habitus des Subjekts ist von der Sportaktivität eine strukturelle Latenz angelegt worden: eine Bereitschaft, zum erworbenen Selbstverhältnis Distanz einzunehmen; die Möglichkeit, sich als anders zu deuten; die Fähigkeit, die körperlich-sinnlichen Eindrücke anders als reflexhaft in die symbolische Ordnung zu überführen. Das Subjekt hat sich neue Sichtweisen, Verhaltensmöglichkeiten, Handlungschancen gesichert, die nicht mehr den alten Urteilsweisen vorgelegt werden müssen, sondern auf eine neue Weise bewertet werden können.

Neue Spiele schaffen neue Fakten, aber noch keine klar erkennbaren, ausgeformten und reproduzierbaren Sachverhalte. Ihre Hervorbringungen sind noch scheue Neuheiten. Das Neue hat erst dann eine Chance, zu feldübergreifenden Veränderungen zu führen, wenn sich auch in der Gesellschaft eine strukturelle Entsprechung findet. Es lässt sich annehmen, dass auch in den Strukturen, in denen sich das kleine und mittlere Bürgertum organisiert, die Tendenz auftritt, den herkömmlichen Habitus zu distanzieren, alte Sicherheiten loszulassen, sich zu riskieren und neue Praktiken zu suchen. Im Zusammenhang mit makrostrukturellen Veränderungen ist eine Veränderung des Geschmacks eingetreten, die sich in andersartiger Kleidung, Essensgewohnheiten etc. bei weitem nicht erschöpft, sondern Körperlichkeit und Sinnlichkeit anders als bisher wahrnimmt und bewertet. Veränderungen des Ich-Entwurfs setzen an Körper und Sinnlichkeit an, zum einen in Vorstellungen und Handlungen der Subjekte, zum anderen in den Möglichkeiten, die die Gesellschaft zur Verfügung stellt, indem sie den Freiheitsspielraum erweitert, Modelle anbietet, neue Bewertungen und Normen zulässt. Eine solche komplexe, die Subjekte anreizende Struktur ist nicht weniger als eine Aufforderung an die Subjekte: Euer Ich sei ein anderes! Die Botschaft des Künstler-Subjekts des 19. Jahrhunderts ist im Kleinbürgertum der Gegenwart angekommen.

SPORT ALS SOZIALE REPRÄSENTATIONSARBEIT

Wir haben diese Tendenz zur Habitusänderung bisher in Bezug auf den einzelnen Akteur dargestellt. In der Bourdieuschen Soziologie haben subjektive Vorgänge dieser Art immer ein objektives Gegenstück in den Strukturen der jeweiligen Klassenfraktion. Die darin zum Ausdruck kommenden Entwurfswünsche und Tendenzen zur Überschreitung und Neufassung des Ichs sind keine isolierten Einzelercheinungen, das Subjekt teilt sie mit anderen, bei denen sich gleichartige, allmählich nach außen dringende Tendenzen bemerkbar machen. Der Wunsch nach Veränderung des Ichs als charakteristische Tendenz einer Fraktion des kleinen und mittleren Bürgertums ist ein von vielen Mitgliedern derselben sozialen Fraktion geteiltes Verlangen. Offensichtlich leisten Sportpraktiken einen Beitrag für die Herausbildung lebensweltlich formierter und sichtbarer Fraktionen im mittleren Bereich des sozialen Raumes. Sie machen nicht nur das Entstehen neuer Gruppierungen erkennbar, sondern geben den einzelnen Fraktionen des Kleinbürgertums überhaupt die Möglichkeit der Wiedererkennbarkeit. Noch einmal wenden wir uns den beiden Fallanalysen zu, um deren jeweilige Selbst- und Fremdklassifizierungen genauer zu betrachten.

Monika entwirft ihr Bild vom Handball überwiegend durch Abgrenzungen nicht nur gegenüber anderen Sportarten, sondern auch gegenüber deren Akteuren. So kann man in den von der robusten Handballerin abgelehnten Gymnastinnen und Synchronschwimmerinnen, die sich in ihrer Perspektive sinnlosen formalistischen Übungen widmen, unschwer Sozialfiguren erkennen, die ein anderes soziales Milieu repräsentieren. Formvollendete Ausführungen von zweckfreien Körperbewegungen erscheinen ihr künstlich; ihnen mangelt es an jenem Realismus, der die Körpereinsätze im Handball (»Körperkontakt haben, Laufen und Springen«) kennzeichnet, die »aus dem Leben kommen«. Monikas Ablehnung der Form zugunsten der Funktion folgt einem traditionell kleinbürgerlichen Muster der Kritik an formalen Verhaltens- und Gestaltungsweisen. In ihrer Kritik der formalistischen Sportpraxen von Gymnastinnen und Synchronschwimmerinnen weist sie die Vertreterinnen eines Milieus zurück, dessen

ästhetische Einstellungen und kulturelle Orientierungen sie zutiefst ablehnt und von dem sie sich strikt abgrenzt.

Auf der anderen Seite klassifiziert Dirk die Triathleten als eine exklusive Gemeinschaft von Individualisten, die sich über ihr Outfit und ihr Equipment nach außen als stilistisch progressive Modernisten präsentieren und sich dadurch vom traditionellen Bild des Vereinssportlers unterscheiden. Für diese Selbstklassifizierung bemüht er wiederholt das Negativbild der »proletenhaften Fußballer«: »Wenn ich das vergleiche, Triathlon mit Fußball, dann fällt der Fußball ja extrem ab, weil da herrscht eine Ausdrucksweise, ein Niveau unter den Leuten, das also mit dem Triathlon [...] überhaupt nichts zu tun hat.« Die Abgrenzung gegenüber einer anderen Sportart ist zugleich eine soziale Grenzziehung, die dem eigenen wie dem abgelehnten Milieu – austrainierten und gestählten Individualisten wie grobschlächtigen, ignoranten Fußballern – körperliche Gestalt verleiht. Die Selbst- und Fremdzurechnungen, die jeweils breiten Raum einnehmen, wenn Monika und Dirk über ihren Sport sprechen, artikulieren in beiden Fällen mit körperlich demonstrierter Evidenz soziale Unterscheidungen. Über die jeweilige Sportart, von der die Rede ist, vollzieht sich eine Veranschaulichung und eine körperliche Verwirklichung unterschiedlicher sozialer Gruppen.

Man kann das Engagement im Handballverein wie in der Triathlon-Gemeinschaft in dieser Hinsicht als eine je spezifische Form der »Repräsentationsarbeit« (Bourdieu 1985: 16) verstehen, durch die bestimmte Akteursgruppen versuchen, »ihre gesellschaftliche Identität durchzusetzen« (Bourdieu 1985: 16). Dabei wird das Repräsentierte in dieser Darstellungsaktivität überhaupt erst erzeugt.¹² In einer solchen sportlichen Repräsentationsarbeit geht es ganz wesentlich um ein »Sichtbarmachen des Andersseins« (Krais 1990: 342). So erhalten die unterschiedlichsten Fraktionen des Kleinbürgertums in den körperlichen, insbesondere sportlichen Aufführungen eine Wirklichkeit, die sie als moderne, dynamische oder traditionelle, beharrende Gruppen erkennbar macht. Auf diese Weise beginnen die Gruppen von Akteuren mit ähnlichen sozialen Existenzbedingungen als sichtbare soziale Formationen zu existieren.¹³

Die Erzeugung einer sozialen Klassenfraktion durch sportliche

Repräsentationsarbeit lässt sich gut am Beispiel des traditionellen Kleinbürgertums deutlich machen, von dem man ohne Verweise auf Schrebergärten und nicht zuletzt den Sportverein gar nicht mit lebensweltlicher Anschaulichkeit reden könnte.¹⁴ Charakterisierungen typisch kleinbürgerlicher Sozialfiguren und Milieus knüpfen häufig an deren durch die Vereine erzeugte soziale Sichtbarkeit an.¹⁵ Die besondere und bis in die Gegenwart stabile Verbindung zwischen dem Sport und den Mittelklassen entsteht schon im Laufe des ›langen 19. Jahrhunderts‹. Die bürgerlichen Mittelschichten dieser Zeit entdeckten und gebrauchten die aus England importierten ›sports‹ als eine Möglichkeit, um – im Angesicht gesellschaftlicher Instabilitäten – »Bürgerlichkeit aus sich selbst heraus zu erzeugen« (Eisenberg 1999: 431).

In der Gegenwartsgesellschaft haben sich offenbar – wie man im Hinblick auf die Veränderungen und Neuerungen im Bereich des Sports schließen kann – die Formen von Bürgerlichkeit und die Modi ihrer Erzeugung durch den Sport gravierend verändert und vervielfältigt. Im Unterschied zum traditionellen Vereinssport mit seinen festen Orten und Zeiten repräsentieren sich neue sportliche Gemeinschaften wie die der Triathleten oder die der Inlinehockey-Spieler nicht länger nur zu bestimmten Anlässen oder an speziell dafür eingerichteten Orten. Indem die Akteure des postkonventionellen Sports ihre sportliche Praxis zeitlich und räumlich universalisieren, schaffen sie eine neue Einheit von sportlicher Repräsentation und alltäglichem Leben: die Sporthallen und Sportplätze werden verlassen, die besonderen Anlässe vervielfältigt, die Bühnen werden verallgemeinert und die Hinterbühnen abgeschafft, die Akteure steigern ihre soziale Sichtbarkeit und reklamieren für sich eine Schlüsselstellung in den Prozessen der Gesellschaftsveränderung. Das neue Kleinbürgertum wird extrem – im Sport.

ANMERKUNGEN

- 1 Der spezifischen Anlage und Erkenntnisstrategie unserer empirischen Untersuchung folgend, wird hier auf quantifizierende Aussagen verzichtet, denn die Auswahl der Fälle im jeweiligen

Untersuchungsfeld orientierte sich an deren Typik und nicht an ihrer statistischen Repräsentativität für das Feld. Diese Typik der Fälle für die Felder haben wir methodisch durch die Kontrastierung verschiedener Fälle innerhalb der Felder und über die verschiedenen Felder hinweg untersucht. Die folgende Aufzählung verschiedener sozialer Positionen will entsprechend nur für alle drei Felder typische (keinesfalls aber die häufigsten) Bildungsstände und Berufstätigkeiten nennen.

- 2 Die Gruppe der Inlinehockey-Spieler hat ein im Vergleich zu den anderen beiden Sportgruppen relativ geringeres Kapitalvolumen, da die Akteure jünger sind und sich mehrheitlich noch in Ausbildungsphasen befinden. In unserer Grafik (Abb. 1) wird dies dadurch verdeutlicht, dass die Ellipse ›Inlinehockey‹ etwas unterhalb der Ellipsen ›Handball‹ und ›Triathlon‹ lokalisiert ist.
- 3 Entgegen weit verbreiteten Vorurteilen beschränken sich ehemals elitäre Sportarten wie Tennis und Golf heute keineswegs auf die höheren sozialen Klassen, sondern werden seit langem von Angehörigen der mittleren und unteren Mittelklassen frequentiert. Ein wenig erwartetes Ergebnis der Bildungsexpansion besteht darin, dass diese Klassen nicht nur einen Aufstieg erleben, was die Bildungstitel, sondern auch was die Sportbeteiligung angeht.
- 4 Die zunehmende Expansion des Sporttreibens wird – weit davon entfernt, zu einer flächendeckenden ›Versportung‹ des gesamten sozialen Raumes zu führen – vorwiegend durch die Integration von Frauen und bislang sportferner Altersgruppen getragen (vgl. Lamprecht/Stamm 1994: 476). Gleichzeitig bleibt der Sport insgesamt eine »eher mittelschichtspezifische (und Oberschichtspezifische) Angelegenheit« – obschon »mehrfach belegt«, wird dieser ›Klassencharakter‹ des Sportes »noch nicht von allen mit dem Sport Befassten geglaubt« (Winkler 1995: 277).
- 5 Vgl. dazu besonders das von Vester et al. beschriebene »hedonistische Milieu« (2001: 521ff.).
- 6 Die Triathleten gerieren sich als die – im Vergleich mit den Inlinehockey-Spielern – schärferen Gegner des Vereins, weil sie

- mit dem Vereinssport ständig konfrontiert sind und selbst noch mit einem Bein in der Vereinskultur stehen.
- 7 Bei einem solchen, die Sozialraumanalyse hermeneutisch nutzenden Verfahren geht es Bourdieu zufolge darum, ausgehend vom besonderen Ort, »den der Befragte im Sozialraum einnimmt, [...] ein generelles und genetisches Verständnis der Existenz des anderen anzustreben, das auf der praktischen und theoretischen Einsicht in die sozialen Bedingungen basiert, deren Produkt er ist: Eine Einsicht [...] in die untrennbar verwobenen psychischen und sozialen Prägungen, die mit der Position und dem biographischen Werdegang dieser Person im Sozialraum einhergehen« (Bourdieu 1997: 786).
 - 8 Die prozentualen Wachstumsraten der Bildungsberufe fallen umso geringer aus, je höher diese Berufe in der Berufsberreichshierarchie angesiedelt sind (Vester et al. 2001: 411). »Bei den Bildungsberufen nehmen am stärksten Real-, Volks- und Sonderschullehrer zu, gefolgt von den Gymnasiallehrern und den Hochschullehrern« (Vester et al. 2001: 412).
 - 9 Bourdieus eigenes theoretisches Interesse galt eher dem Funktionieren stabiler, kontinuierlicher Habitus. Dies trug ihm den Vorwurf ein, seine Konzeption sei insgesamt statisch; deren dynamischen Aspekte gerieten aus dem Blick. Für eine entsprechende Diskussion der Habituskonzeption vgl. Alkemeyer/Schmidt (2003).
 - 10 Foucault hat diesen Gedanken in seinen späten Schriften über die Selbstsorge immer wieder, oft implizit geäußert, gelegentlich, in Interviews, aber auch deutlich ausgesprochen; vgl. insbesondere das Gespräch mit C. Baker aus dem Jahr 1984 (Foucault 1994).
 - 11 Diese Akzentuierung geht freilich über das von Bourdieu ausgearbeitete Konzept des Habitus hinaus.
 - 12 Wie Beate Kraus in ihrer Erläuterung dieser Bourdieuschen These hervorhebt, existiert eine Klasse oder soziale Gruppe »nicht allein kraft ›objektiver‹ Eigenschaften oder Merkmale, die bestimmten Personengruppen gemeinsam sind, und sie ist nicht einmal hinreichend definiert durch die Beziehungen zu anderen Klassen und Gruppen. Damit eine soziale Gruppe oder

Klasse real existiert, bedarf es symbolischer Kämpfe, zunächst einer klassifikatorischen Praxis der Subjekte, in der es um die Durchsetzung der eigenen Sichtweise der sozialen Welt geht, vor allem aber einer Repräsentation der Klasse oder Gruppe im politischen Raum« (Krais 1990: 341).

- 13 In seiner Studie über die französischen Cadres hat Boltanski (1990) nachdrücklich auf die »gesellschaftliche Arbeit« (Boltanski 1990: 47) hingewiesen, die einer sozialen Gruppe erst ihre Gestalt gibt und sie sichtbar macht. Die Gestalt einer sozialen Gruppe kann analytisch erklärt werden, »indem man nach der Arbeit des Sich-Gruppierens, des Ein- und Ausschließens fragt, deren Ergebnis sie ist, und die gesellschaftliche Definitions- und Abgrenzungsarbeit analysiert, die mit der Bildung der Gruppe einhergegangen ist und die durch Objektivierung dazu beigetragen hat, sie als etwas existieren zu lassen, was sich von selbst versteht« (Boltanski 1990: 47). Eine Gruppe von Akteuren mit ähnlichen sozialen Existenzbedingungen gewinnt Gestalt erst, indem sie »an sich selbst eine Neudefinitions- und Repräsentationsarbeit [vollzieht, d. Verf.]« (Boltanski 1990: 47).
- 14 Vgl. zur kulturellen Repräsentation und Eigendarstellung der kleinbürgerlich-mittelständischen Wohnbevölkerung des Berliner Wohngebietes Siemensstadt durch das Vereinsleben im SC Siemensstadt Gebauer/König (1986).
- 15 »Sein [des Kleinbürgers, d. Verf.] Zuhause ist aber in Wirklichkeit das Reich der apolitischen Normalität. [...] In der gepflegten Privatheit von Familie, Haus und Garten, wie sie das biedermeierliche Idyll als statischen Gegenentwurf zum bedrohlichen Gewühl des modernen Massenzeitalters bietet, fristet der Kleinbürger ein sich dezidiert unpolitisch gebendes Leben – solange man ihn in Ruhe lässt. Nicht einer Partei gilt sein Engagement, sondern dem Verein. Nicht gegeneinander, miteinander heißt es hier, und es geht um den guten Zweck; etwa um die Natur (vom Schreberverein bis zur Freikörperkultur) und um die ›Brauchtumspflege‹ (vom Männergesangs- bis zum Schützenverein). Natur und Brauchtum aber sind die Sphären der bedrohten Normalität, zu deren Rettung sich der Kleinbürger immer berufen fühlt« (Franke 1990: 214f.).

